

2. Bilder/Images

2.1 Bildbegriffe und deren Konstitution über die Abgrenzung von Stereotypen

Anders als Stereotype stellen Images bzw. Bilder¹ kein originär psychologisches Konzept dar. Untersuchungen, die das Bildkonzept als theoretische Grundlage verwenden, stammen darüber hinaus aus verschiedenen sozial- oder geisteswissenschaftlichen Disziplinen (s.u.). Somit lässt sich keine eindeutige disziplinäre Verankerung ausmachen. Diese Transdisziplinarität trägt vermutlich dazu bei, dass es zwar einzelne theoretische Abhandlungen (z.B. Kleining 1961; Boulding 1969) gibt, die auch immer wieder zitiert werden (z.B. Hortmann 1993: 160; Schnepfer 1990: 36; Breunlein 2016: 31), aber eben keine disziplin-spezifische Begriffsgeschichte und -tradition mit intensiv geführten Diskursen, die zur Konstitution des Begriffs hätten beitragen können. Bei den empirischen Untersuchungen, die den Bild- bzw. Imagebegriff verwenden, fällt zudem auf, dass stets ein Vergleich zu Stereotypen hergestellt wird (z.B. Grupp 2014: 75; Löschmann 2001), was zunächst die semantische Nähe der beiden Konzepte zueinander verdeutlicht. In den angesprochenen Studien besteht dann fast immer Konsens, dass das Bild- bzw. Image-Konzept umfassender sei als das Stereotypenkonzept (z.B. Hortmann 1993: 159f.). Dabei wirkt es fast so, als sei eine Abgrenzung vom Stereotypenkonzept konstitutiv für den Bildbegriff. Das würde auch erklären, warum zur Begründung der Aussage, Bilder seien breiter angelegt, sehr unterschiedliche Punkte angeführt werden. So konstatiert Izabela Prokop (1995: 193f.), Fremdbilder würden auf eigenen Erfahrungen beruhen und sich auf einzelne Vertreter einer Gruppe beziehen, während bei Stereotypen (die sich auf große soziale Gruppen bezögen) auf Meinungen anderer Bezug genommen würde. Melanie Breunlein (2016: 29) hingegen nennt – in Anlehnung an Karin Böhme-Dürr (2000: 41) und Dominik Pick (2010: 17) – drei andere Punkte, bezüglich derer sich Stereotype von Bildern unterscheiden würden. Anders als Stereotype seien Bilder veränderbar, während Stereotype in »ähnlichen Kontexten teils zwanghaft assoziiert« (Breunlein 2016: 29) würden.

1 In vorliegender Arbeit tue ich es den Ansätzen gleich, die die Begriffe Image und Bild synonym verwenden (z.B. Kleining 1961), gehe aber an späterer Stelle (vgl. S. 46) auch auf Arbeiten ein, bei denen der Imagebegriff eine eigene, abweichende Bedeutung hat.

Stereotype würden sich zudem nur auf Personen und Gruppen beziehen, Images hingegen auch auf Objekte und Organisationen. Außerdem seien Images insofern umfassender, als sie mehr Einzelcharakteristika enthielten, die »in unterschiedlichen Kontexten wirken« (ebd.: 29). Hans-Joachim Althaus und Paul Mog (1996: 20) bzw. Althaus (2010: 1426) verweisen wiederum auf unterschiedliche Forschungszugänge: Beim Bildkonzept würde die individuelle Perspektive berücksichtigt und zudem die historisch-kulturelle Dimension einbezogen, indem nach der Genese der Bilder gefragt werde, was bei der Stereotypenforschung nicht der Fall sei.

Schon allein an diesen wenigen Beispielen wird deutlich, wie divers (im doppelten Begriffsverständnis, vgl. S. 258) die vorgenommenen Unterscheidungen sind. Zwar mögen sich darin auch unterschiedliche disziplinäre Zugänge abzeichnen, dennoch scheint es, als stelle der Bildbegriff eine Art ›Containerbegriff‹ dar, der über die Abgrenzung vom Stereotypenbegriff hinaus eher beliebig inhaltlich gefüllt wird. Im Folgenden ziehe ich daher zwei Bilddefinitionen (von Kleining 1961 sowie Boulding 1959, 1969, s.u.) heran, die insofern einschlägig sind, als sie wiederholt zitiert werden (s.o.) und zudem mit umfangreichen theoretischen Abhandlungen einhergehen. Anhand dieser beiden Definitionen und unter Einbezug weiterer Bildbegriffe arbeite ich die Kernannahmen des Bildbegriffs heraus, die ich dann zu denen in Beziehung setze, die sich aus den Stereotypenbegriffen ableiten ließen. Für den Vergleich greife ich auf die Kategorien zurück, die ich bei der Stereotypenanalyse herausgearbeitet habe, was sich schon deshalb anbietet, weil einige Aspekte in den oben angeführten Abgrenzungsversuchen ebenfalls anklingen. Weiterhin ergänze ich diese Dimensionen um solche, die in den Bilddefinitionen oder in den Abgrenzungsversuchen genannt werden, aber in den analysierten Stereotypendefinitionen so nicht enthalten sind.

Die gewählten Bilddefinitionen lauten nun wie folgt:

Images sind »die Gesamtheit aller Wahrnehmungen, Vorstellungen, Ideen und Bewertungen, die ein Subjekt von einem Objekt besitzt« (Kleining 1961: 146)

sowie:

Images are »the total cognitive, affective, and evaluative structure of the behavior unit, or its internal view of itself and its universe« (Boulding 1959: 120f.).

2.2 Analyse von Bildbegriffen

2.2.1 Zum Gegenstand von Bildern

Kleining (1961) zufolge handelt es sich bei Bildern um die »Wahrnehmungen [...], die ein Subjekt von einem *Objekt* besitzt« (ebd.: 146, Hervorh. durch Verf.). Für ihn sind also »Objekte« der ›Gegenstand‹ von Bildern, wobei sein Objektbegriff sehr weit gefasst ist: Ein Objekt könne letztlich alles sein, was in irgendeiner Form real sei: ein Gegenstand, eine Person, eine Situation usw. (Kleining 1961: 146). Ähnlich breit setzt Boulding an, der

die möglichen Bildgegenstände vom Individuum bis hin zum »universe« (Boulding 1959: 121) aufspannt. Dieses breit angelegte Verständnis findet sich – mit wenigen Ausnahmen (z.B. Mallinckrodt 1980: 35; Molnos 1961) – bei einem Großteil² der für diese Arbeit betrachteten Bilddefinitionen (z.B. Hortmann 1993: 160; Schnepfer 1990: 36). Im Vergleich zum Stereotypenbegriff lässt sich somit festhalten, dass gemäß dem Bildbegriff Bilder letztlich zu jeglichen Phänomenen be- und entstehen, wohingegen sich Stereotype fast ausschließlich auf soziale Gruppen beziehen. Wie an anderer Stelle dargelegt, kommt der Bildbegriff dem in dieser Arbeit gewählten Zugang – der nicht nur nach »den Deutschen« fragt – damit deutlich näher.

2.2.2 Inhalte und Bestandteile von Bildern³

Wenn der Bildbegriff – wie von dessen Vertreter*innen postuliert – breiter angelegt ist als der Stereotypenbegriff, wäre es naheliegend, dass sich dies ggf. auch in Bezug auf die in den Definitionen angegebenen Inhalte äußert. Bei der Analyse der Stereotypenbegriffe konnten inklusive Verständnisse herausgearbeitet werden, die zahlreiche (mögliche) Inhalte abdecken, es fanden sich aber auch enger gefasste Definitionen, die vornehmlich auf Eigenschaften fokussieren. Hinzu kam, dass manche Begriffsverständnisse (v.a. die inklusiv ausgerichteten) meist eine Metaebene integrierten, d.h. sie enthielten auch Aussagen zur Repräsentationsform der Inhalte (vgl. S. 29).

Ähnliche Variationen lassen sich bei den Imagekonzepten ausmachen. So fokussiert beispielsweise Bouldings Bildbegriff eher die Metaebene, also die Repräsentationsform der Inhalte, wobei er – anders als mancher Stereotypenbegriff – nur den Wissensaspekt (genauer das sog. »subjektive« Wissen) anspricht. Andere Definitionen enthalten noch weitere Komponenten dieser Trias: So nennt beispielsweise Martin Weiß (1998) »Kenntnisse [...] subjektive[n] Vorstellungen, Meinungen und Erwartungen« (ebd.: 23) als Bestandteile von Images. Manche Bilddefinitionen führen allerdings statt Meinungen oder Überzeugungen Einstellungen als Inhalte an (z.B. Chovaniaková 2008: 20; Molnos 1961: 427). Da der Einstellungsbegriff nicht nur die kognitive, sondern auch eine emotionale und eine aktionale Komponente abbildet, mag sich in diesem Umstand die größere Offenheit des Bildbegriffs für emotionale, aber auch aktionale Aspekte (s.u.) abzeichnen.

Wie in den obigen Ausführungen deutlich wird, enthalten viele Bildbegriffe Aussagen zur Repräsentationsform der Inhalte. Demgegenüber etwas seltener sind Bildverständnisse, die die Inhalte anführen, auf die sich Bilder beziehen. Wenn dies aber der Fall ist, dann decken die Nennungen meist – ähnlich wie inklusive Stereotypenverständnisse – mehrere Aspekte ab. Folgende Definition, in der neben Eigenschaften auch Intentionen, Motive und Emotionen angeführt werden, verdeutlicht dies: »images are patterns or configurations of coherent beliefs about the character, intentions, motives, and

-
- 2 Dazu zähle ich auch Definitionen, die nicht näher darauf eingehen, auf wen sich Bilder beziehen.
 - 3 Im Stereotypenkapitel, das diesem Kapitel als Vergleichsgrundlage dient, folgen auf das Kapitel *Gegenstand von Stereotypen* die Kapitel *Stereotype als kognitiv basiertes Phänomen* (vgl. S. 29) und *Stereotype und deren Relation zu Einstellungen* (vgl. S.27). Die Bildkonzepte liefern zu diesen Punkten auch Informationen, allerdings weniger explizit. Oft lassen sich diese erst aus den Inhalten ableiten. Deshalb passe ich hier die Reihenfolge der Unterpunkte an und gehe zunächst auf die Inhalte und Bestandteile von Bildern ein.

emotions attributed to or associated with the outgroup as a whole« (Alexander/Brewer/Livingston 2005: 782).

Darüber hinaus fällt bei vielen Bildbegriffen auf, dass diese eine Art ›Aufflistung‹ verschiedenster Bestandteile vornehmen: Kleining (1961) führt beispielsweise »Wahrnehmungen, Vorstellungen, Ideen und Bewertungen« (vgl. ebd.: 146) an, Hortmann »Vermutungen, Wissen, Stereotypen, (Vor-)Urteile[n] und Meinungen« (vgl. Hortmann 1993: 160) und laut Martin Löschmann (2001) gehen »Wahrnehmungen, Vorstellungen, Erfahrungen, Informationen, Ideen, Vermutungen, Erwartungen, Gefühle und immer auch Stereotype« (ebd.: 154) in Bilder ein. Diese Definitionen vermitteln schon allein durch die Anzahl der genannten Begriffe den Eindruck inhaltlicher Breite. Im Folgenden soll jedoch geprüft werden, ob und inwiefern sich dieser Eindruck auch begrifflich manifestiert.

Zunächst zeichnet sich im Vergleich zum Stereotypenkonzept eine konzeptuelle Erweiterung ab, da die Begriffe nicht nur die kognitive, sondern auch die emotionale Ebene berühren. So sind beispielsweise Bewertungen (z.B. van der Meer 1989: 81), aber auch Vorurteile immer (mit) gefühlbasiert, wobei die darin enthaltenen Emotionen vornehmlich evaluativ konnotiert sind. Das wiederum wirft die Frage auf, ob Bilder – wenn die enthaltenen Gefühle nicht über diese Komponente hinausgehen – dann nicht einfach »nur« Vorurteile sind? Schließlich heben sich diese ebenfalls durch die Ergänzung um eine emotional-evaluative Komponente von Stereotypen ab (z.B. Spears/Tausch 2014: 509). Für die genannten Begriffe mag dieser Einwand gelten, allerdings ist in Definitionen wie der von Löschmann (2001) deutlich allgemeiner von *Gefühlen* die Rede, womit eben keine Beschränkung auf bewertende emotionale Aspekte vorgenommen wird. In dieser generellen Integration der emotionalen Ebene liegt meines Erachtens folgendes Potential: Die Vorstellungsbilder, die Menschen haben, können mit Stolz, Abscheu, Hoffnungen, Befürchtungen usw. einhergehen und damit mit Gefühlen, die deutlich über eine ›bloße‹ Bewertung hinausweisen. Hierfür sind zweifelsohne weitere Sondierungen notwendig, um zu klären, ob sich diese Annahme auch empirisch rekonstruieren lässt. Einen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage soll die vorliegende Arbeit leisten.

Neben dieser Herangehensweise, bei der das – im Vergleich zu Stereotypen – erweiterte Begriffsverständnis durch eine Hinzunahme emotional konnotierter Inhalte zustande kommt, zeichnet sich in manchen Definitionen noch ein anderer Zugang ab: Bilder werden insofern als umfassender entworfen, als sie auf einer übergeordneten Ebene angesiedelt werden. Vorurteile und Stereotype bilden dann einen Teil von Bildern, werden also gleichsam in das Bildkonzept integriert (z.B. Hortmann 1993: 160).

Somit zeichnen sich in den Bildverständnissen in der Tat inhaltliche Erweiterungen ab, die über die Variation, die in den Stereotypenbegriffen vorzufinden ist, hinausgehen. Abschließend greife ich allerdings nochmal die – oben erwähnten – zum Teil etwas wahllos anmutenden Inhaltsaufzählungen auf und unterziehe diese einer näheren Betrachtung, und zwar insbesondere im Hinblick darauf, in welcher Relation die Inhalte zueinander stehen.

In der Definition von Löschmann (s.o.) werden unter anderem »Wahrnehmungen, Vorstellungen, Erfahrungen, Informationen, Ideen« als – in Bilder eingehend – angeführt. Aus allgemeinspsychologischer Sicht ließe sich nun argumentieren, dass Wahr-

nehmung ein Prozess ist, bei dem Informationen, die von den Sinnessystemen bereitgestellt werden, organisiert und interpretiert werden (Hagendorf/Krummenacher/Müller et al. 2011: 5). Ähnlich wird dies auch in der Sozialpsychologie im Hinblick auf die soziale Wahrnehmung formuliert (Werth/Denzler/Mayer 2020: 21). Vor diesem Hintergrund wäre zu überlegen, ob hier nicht Differenzierungen vonnöten wären, da sich die Begriffe (und zwar nicht nur die exemplarisch genannten, sondern auch andere in den Definitionen enthaltene) auf ganz unterschiedlichen Ebenen befinden: Wahrnehmung ist der Prozess, der zur Entstehung von Bildern beiträgt und bei dem Informationen in Wissen (vgl. Chovaniaková 2008: 27) o.ä. überführt werden. Neben der genannten Differenzierung wäre in den meisten Definitionen zudem eine stärkere Explikation der jeweils enthaltenen Begriffe wünschenswert, wie sie vereinzelt vorgenommen wird (vgl. z.B. ebd.: 21–35).

Als eine Art Zwischenfazit lässt sich festhalten: Der Bildbegriff erweist sich bezogen auf dessen Inhalte in der Tat als breiter angelegt als der Stereotypenbegriff, wobei diese Breite auf zwei Arten (die gemeinsam auftreten können) zustande kommt; einerseits, indem neben der kognitiven Ebene auch emotional konnotierte Aspekte aufgenommen werden, andererseits, indem der Bild- dem Stereotypenbegriff übergeordnet wird und diesen gleichsam integriert.

Diese begriffliche Breite geht jedoch nicht selten mit einer gewissen Unschärfe, ja fast schon Beliebigkeit einher, einer Beliebigkeit, der mit stärkerer Ausdifferenzierung und theoretischer Fundierung entgegengewirkt werden müsste.

2.2.3 Organisation und Struktur der Bildinhalte

Gesamtheit der Inhalte: fest bis lose verbunden

Was die in den Definitionen enthaltenen Aussagen zur Organisation und Struktur der Inhalte angeht, fällt zunächst auf, dass sowohl Boulding als auch Kleining, aber auch andere Wissenschaftler*innen (z.B. Hortmann 1993: 160) von einer *Gesamtheit* der enthaltenen Aspekte sprechen (Kleining und Hortmann: »Gesamtheit«, Boulding; »total of«). Es scheint also insbesondere darum zu gehen, den Zusammenschluss der Inhalte hervorzuheben, wobei sich unterschiedliche Annahmen darüber finden, wie diese Gesamtheit dann organisiert ist. Schnepfer (1992) schreibt, die Elemente könnten sowohl locker und unverbunden vorliegen als auch ein zusammenhängendes System darstellen. Ähnlich klingt dies bei Angela Molnos, die von einem »mehr oder weniger zusammenhängenden und festgefügt Gebilde« (Molnos 1961: 427) spricht, wobei die Formulierung, die Bestandteile seien »festgefügt« eine etwas stärkere Statik suggeriert, wenn auch abgeschwächt durch den »mehr oder weniger«-Zusatz. Letzteren verwendet auch Löschmann (2001) in seiner Bilddefinition, wobei er damit keine Aussagen darüber tätigt, ob und wie die Inhalte miteinander verbunden sind, sondern in welchem Ausmaß diese strukturiert sind (»eine[r] mehr oder weniger strukturierte[n] Ganzheit«, ebd.: 154). Die hier skizzierten Überlegungen rund um eine Gesamtheit der Inhalte und deren Organisation finden sich in den Stereotypendefinitionen so nicht wieder.

Verallgemeinerungen

Das Moment der Verallgemeinerung, das in vielen Stereotypendefinitionen zur Charakterisierung der Inhalte herangezogen wird, taucht in den meisten Bilddefinitionen so nicht auf, und zwar weder bei Kleining noch bei Boulding oder anderen.

Und doch wird der Aspekt der Verallgemeinerung nicht vollständig ausgeblendet: Vereinzelt findet sich – ähnlich wie bei Molnos' Stereotypenverständnis – die Annahme, Verallgemeinerungen spielten vor allem bei der Entstehung von Bildern eine Rolle. Bentele (1995) zufolge werden bei der Bildung von Images Einzelerfahrungen verallgemeinert, wobei sich die jeweiligen Erfahrungen gegenseitig verstärken, relativieren oder aufheben könnten (ebd.: 60). Darüber hinaus findet sich der Aspekt der Verallgemeinerung auch in den Überlegungen zum Verhältnis zwischen Realität und (Ab-)Bild, wobei der Großteil der Vertreter*innen darin übereinstimmt, dass Bilder kein exaktes Abbild der Realität⁴ darstellen (u.a. Behrendt 2008: 145). Kleining (1961) geht in diesem Zusammenhang von einem Zusammenspiel von Merkmalen des Objekts (über das das Image ausgebildet wird) einerseits und der Beobachtenden andererseits aus, aus denen sich das Bild letztlich konstituiert (ebd.: 146). Boulding weist hingegen auf das Zusammenwirken persönlicher, kultureller und sozial geprägter Interpretationen hin, die in gewisser Weise zu »Verzerrungen« führen können (vgl. u.a. Boulding 1959: 120). Der Aspekt der Verzerrung wird auch von Schnepfer aufgegriffen, wobei sie argumentiert, ein Bild könne nicht ohne Verzerrung sein, es enthalte jedoch »Elemente kürzerer, mittlerer und unbegrenzter Reichweite« mit »verschieden hohem Allgemeinheitsgrad« (Schnepfer 1990: 38).

Differenzierungen und Ebenenmodelle

Die oben angeführte Differenzierung (s.o.) bezüglich Reichweite und Grad der Verallgemeinerungen, scheint nicht zuletzt im Hinblick auf ein breit angelegtes Bildverständnis bedeutsam. Kritiker*innen könnten nun einwenden, die Betonung dieser vielfältigen Spielräume berge die Gefahr einer Beliebigkeit des Bildbegriffs. Schnepfers (1990) Ansatz enthält allerdings Anknüpfungspunkte, die diesem Problem meines Erachtens beikommen könnten. Sie führt nämlich verschiedene Ebenen mit unterschiedlichen Graden der Veränderbarkeit ein (abgeleitet aus der Logik künstlerischer Bilder, bezeichnet sie diese als Vordergrund und Hintergrund). Im Vordergrund seien die leicht veränderbaren Elemente, die Tiefenschärfe – repräsentiert durch Vorurteile – erfordere eine Einstellungsveränderung und der Hintergrund – repräsentiert durch Stereotype – erweise sich als nur schwer veränderbar. Diese ebenenbezogene Differenzierung mag zunächst an die Unterscheidung in leicht veränderbare Bilder und stabile Stereotype und Vorurteile erinnern (siehe: Behrendt 2008: 133). Wird nun aber die oben genannte Annahme einbezogen, dass Stereotype ein Bestandteil von Bildern sind, verdeutlicht sich die Sinnhaftigkeit dieser Ebenendifferenzierung: Stereotype sind dann der wenig veränderliche Teil von Bildern, die umfassender, komplexer und formbarer sind.

4 Diese Grundannahme ist nicht nur Bildkonzepten inhärent, sondern bildet letztlich die Ausgangsbasis der interpretativen Sozialforschung (Kleemann/Krähne/Matuschek 2013: 18), der zufolge Menschen immer Alltagsdeutungen und damit Konstruktionsleistungen ihrer Umwelt vornehmen, die es interpretativ zu erschließen gilt (vgl. S. 83).

Dieser Ebenenansatz ließe sich nun noch weiterdenken und um Annahmen aus der (kognitiv orientierten) dual-processing-Theorie (vgl. z.B. Evans 2008) ergänzen: Bilder setzen sich dann aus verschiedenen, höher und tiefer liegenden Ebenen zusammen. Auf den oberen Ebenen befinden sich Inhalte, die implizit und unbewusst aktiviert und abgerufen werden können und sich durch geringere Komplexität und stärkere Verallgemeinerungen auszeichnen. Die Inhalte, die sich auf den tieferen Ebenen befinden, lassen sich erst durch eingehende Reflexionen erschließen. Sie weisen eine höhere Komplexität und Differenziertheit sowie stärkere Vernetzung untereinander auf. Im Einklang mit Annahmen der Bildkonzepte (s.o.) und damit abweichend von der rein kognitiv ausgerichteten dual-processing-Theorie gehe ich davon aus, dass die Inhalte nicht nur kognitiv, sondern auch emotional basiert sind.

2.2.4 Zur Funktionsweise und Verwendung von Bildern

Ein Großteil der Bildverständnisse macht – ähnlich wie dies auch bei den weiter gefassten Stereotypendefinitionen der Fall ist (vgl. S. 25) – keine Annahmen zu deren Funktionsweise und deren Verwendung. Bei den Stereotypendefinitionen wurde dieser Umstand damit begründet, dass es sich hierbei um einen Forschungsgegenstand handelt, nicht aber um eine definierbare Eigenschaft. In einschlägigen Bildkonzepten scheint dies ähnlich gesehen zu werden, zumindest lässt dies die Tatsache vermuten, dass sich Kleinings (1961) diesbezügliche Ausführungen aus seinen empirischen Untersuchungen ableiten. In diesen zeigten die Befragten die Tendenz (wenn auch angestoßen durch eine entsprechende Aufforderung⁵), Menschen in Einheiten zusammenzufassen⁶ (ebd.: 151). Es machte ihnen – so Kleining (1961) – gar keine Schwierigkeiten, »eine sehr große Vielzahl von Menschen zu beschreiben, ihre Eigenarten und Ansichten zu schildern und über ihre Probleme Auskunft zu geben« (ebd.: 151). Verallgemeinerungen scheinen sich also nicht nur im Zusammenhang mit Stereotypen, sondern auch bei der Untersuchung von Bildern nachzeichnen zu lassen, auch wenn in Kleinings Ausführungen eher Erstaunen darüber anklingt, dass die Befragten sich mit einer starken Gewissheit zu den jeweiligen Aspekten zu äußern scheinen (Kleining 1961: 151).

Darüber hinaus treffen manche Bildbegriffe insofern Aussagen über die Funktionsweise von Bildern, als sie deren Handlungswirksamkeit betonen. Bei Boulding liest sich das beispielsweise so: »behavior depends on the image« (Boulding 1969: 6). Eine Aussage, die er wie folgt veranschaulicht: Er sitze im Moment in seinem Büro und arbeite an seinem Buch, in ungefähr einer Stunde würde er das Büro verlassen, zu seinem Auto gehen, nach Hause fahren usw. Dieses Verhalten könne er auf der Grundlage seines subjektiven Wissens (z.B., dass er nicht weit weg wohne) vorhersagen. Demnach kommt dem

-
- 5 Kleining fragt in seiner Untersuchung »Wie kann man die Menschen in Deutschland wohl im Allgemeinen einteilen?« (Kleining 1961: 151). Durch die Art, wie die Frage formuliert ist, werden verallgemeinernde Antworten evoziert, die sich eigentlich eher in Stereotypenverständnissen wiederfinden.
 - 6 Da sich seit der Veröffentlichung des Artikels im Jahr 1961 – meinem Eindruck zufolge – gegenüber Stereotypisierungen eine gesellschaftlich kritischere Haltung entwickelt hat, würde ich vermuten, dass sich das o.g. Ergebnis seit einigen Jahren nicht mehr in dieser Form reproduzieren ließe, weil schon die Art, wie die Interviewfrage formuliert ist, Widerstände produziert.

Image bei Boulding die Funktion der Verhaltenssteuerung, aber auch -vorhersage zu. Ganz ähnlich sehen dies auch andere Forscher*innen, die Bildern eine handlungsorientierende bis hin zu einer handlungsdeterminierenden oder zumindest handlungsanweisenden (Kleining 1961: 150; Behrendt 2006: 135; Schnepfer 1990) Funktion zuschreiben. Um eine Aussage darüber treffen zu können, ob ein Image nur eine orientierende oder sogar eine verhaltensdeterminierende Wirkung hat, führt Schnepfer zwei Kontinuen ein: das Kontinuum aus »Ich-Nähe« und »Ich-Ferne« sowie das Kontinuum aus »subjektiver Beliebigkeit« und »gesellschaftlicher Institutionalisierung« der Bilder (Schnepfer 1990: 37).

Diese stärkere Verknüpfung, die Bilder – im Vergleich zu Stereotypen – mit der aktionalen Ebene aufweisen, ist sicher der bereits mehrfach erwähnten disziplinären Ausrichtung mit geschuldet: Die klassische psychologische Herangehensweise ist durch eine Trennung der Ebenen gekennzeichnet, so wird beispielsweise untersucht, unter welchen Bedingungen Stereotype zu welchem Verhalten führen (z.B. Wheeler/Petty 2001). Die kognitive Ebene (in Form von Stereotypen) und die aktionale Ebene werden somit als voneinander getrennte Variablen behandelt, auch wenn diese miteinander in Beziehung stehen (können). Diese strikte Trennung wird in den 2010er Jahren aufgeweicht, vor allem auch im Hinblick auf vergleichbare Trennungen von Vorurteilen und Diskriminierungen (vgl. Zick 2016). Dennoch lassen sich noch Unterschiede zur meist eher qualitativ ausgerichteten Forschung zu Bildern ausmachen. In dieser werden die engen Verbindungen nämlich oft zum Anlass genommen, aktionale Aspekte schon ins Bildverständnis mit aufzunehmen oder zumindest im Zuge der Erläuterungen auf diese einzugehen.

2.2.5 Zur Verortung von Bildern

Wie eingangs erörtert wird bisweilen konstatiert (z.B. Althaus 2010: 1426), der Begriff des (Fremd-)Bilds berücksichtige nicht nur kollektive, sondern auch individuelle Dimensionen. Damit ist, mal mehr, mal weniger explizit, die Behauptung verbunden, beim Stereotypenkonzept sei dies anders. Bei den nun folgenden Ausführungen zu den Annahmen, die die Bildbegriffe zur Verortung von Bildern enthalten, soll daher auch die Tragfähigkeit dieser Aussagen mit überprüft werden.

Kleining (1961) und Boulding (1969) setzen mit ihren Konzepten an der individuellen, genauer subjektorientierten Perspektive an. So bezeichnet Kleining Bilder als individuell, einmalig und unverwechselbar (Kleining 1961: 147) und betont die Rolle des Subjekts bei der Entstehung von Bildern, die durch dessen aktive Auseinandersetzung mit der Umwelt zustande kämen (Kleining 1961: 146, ähnlich: Boulding 1969: 7)⁷. Gleichzeitig gehen aber sowohl Kleining als auch Boulding von der Existenz sozialer Images aus, auch wenn sie unterschiedliche Bezeichnungen wählen: so spricht Kleining (1961) von sozialen Images (ebd.: 146), Boulding (1969) hingegen von »public image« (ebd.: 7). Für Kleining

7 Hier zeichnet sich ein Unterschied ab, was den Grad der Aktivität angeht, mit dem das Subjekt an der Entstehung von Images beteiligt ist. In Kleinings Verständnis scheint das Subjekt einen aktiveren Beitrag an der Imagegenese zu haben, als dies bei Boulding der Fall ist. Allerdings möchte ich hier lediglich auf diesen Unterschied hinweisen ohne ihn weiter zu vertiefen, da der Unterschied für die vorliegende Arbeit nicht von Bedeutung ist.

bilden soziale Images die gruppenspezifische Sichtweise der Wirklichkeit ab und unterscheiden sich von individuellen Images in ihrer Entstehung: Menschen setzen sich einerseits als Individuum und andererseits als »Gruppenmensch« (Kleining 1961: 147) mit ihrer Umwelt auseinander und interpretieren die Realität. In beiden Fällen entstehen Images: einmal individuelle und im anderen Fall soziale. Boulding macht hingegen weniger verschiedene Rollen als die öffentlichen Diskurse und Konversationen für die Entstehung von *public* Images verantwortlich (Boulding 1969: 15f.). Weitere Überlegungen, beispielsweise zu möglichen Zusammenhängen oder wechselseitigen Einflussnahmen individueller und sozialer Images werden jedoch nicht angestellt. Vielmehr nimmt Kleining disziplinäre Zuteilungen vor: Die Erforschung von »individuellen Ausprägungen des Images« (Kleining 1961: 147) sei Aufgabe der Psychologie, während soziale Images von der Soziologie und der Sozialpsychologie untersucht werden sollten (ebd.: 147).

Abgesehen von diesen Bildkonzepten, die sowohl von individuellen als auch von gruppenbasierten Repräsentationen ausgehen, finden sich auch Bildverständnisse, die einseitige Verortungen vornehmen. Jürgen Bolten (2006) beispielsweise siedelt Bilder ausschließlich auf individueller Ebene an; mehr noch, für ihn stellt die individuelle Prägung sogar das zentrale Unterscheidungskriterium dar: So zeichnen sich Nationalstereotype für Bolten dadurch aus, dass eine Assoziation zu einem Land von mehreren Personen geteilt wird. Wenn es hingegen zu keinen Dopplungen der Antworten käme (also wenn nur eine einzelne Person über eine bestimmte Assoziation zu einem Land verfügt), dann könne »man freilich nicht mehr von »Nationalstereotypen«, sondern von ausschließlich individuell geprägten »Images« (ebd.: 4) sprechen.

Angela Molnos nimmt hingegen eine ausschließlich gruppenbezogene Verortung an: Ihr zufolge ist ein Bild »das Gebilde [...], das in einer Großgruppe über eine andere vorherrscht. Also nicht eine lose Reihe von nur individuell bedingten Meinungen [...], sondern eine Meinungskonstellation [...] [die] in der öffentlichen Meinung bei vielen Menschen nachweisbar existiert« (Molnos 1961: 427).

Ganz so eindeutig, wie die Abgrenzungsversuche suggerieren, sind also die Bildkonzeptionen im Hinblick auf ihre Verortung nicht, zumal auch Stereotypendefinitionen existieren, die die individuelle Ebene eben nicht ausblenden (vgl. S. 34). Erstaunlich scheint eher, dass die Frage, wie sich individuelle und gruppenbezogene Images zueinander verhalten, – wie schon bei den Stereotypenbegriffen – so auch im Imagekonzept und den dazu erfolgenden Untersuchungen seltsam unterbeleuchtet bleibt.

2.2.6 Die Berücksichtigung des historisch-kulturellen Kontexts

Wie schon in Bezug auf die Verortung von Bildern (s.o.), gibt es auch was die Berücksichtigung des historisch-kulturellen Kontexts angeht, Stimmen, die behaupten, dass diese bei Bildkonzepten eher erfolge als bei Stereotypen (z.B. Althaus 2010: 1426). Auf den ersten Blick scheint sich diese These schon insofern zu bestätigen, als dieser Aspekt im Kapitel zur Analyse von Stereotypendefinitionen (vgl. II. 1.1) überhaupt nicht auftauchte. Allerdings spielt in den Bildbegriffen und -abhandlungen von Boulding (1959, 1969) und Kleining (1961) der historisch-kulturelle Kontext ebenfalls keine nennenswerte Rolle. Das Bewusstsein für die Bedeutung der Genese von Bildern sowie für historisch-kulturelle Einflussfaktoren hat aber möglicherweise auch erst zu einem späteren Zeitpunkt Ein-

zug in die Bildkonzeptionen gehalten; zumindest wird in der (mir bekannten) Literatur erst in den 1990er Jahren auf historisch-kulturelle Aspekte eingegangen (z.B. Althaus/Mog 1996; Grupp 2014; Hortmann 1993; Schnepfer 1990).

Und auch wenn die bisher behandelten Stereotypendefinitionen historisch-kulturellen Faktoren keine Rechnung trugen, greift die Behauptung, in der Psychologie würden diese nicht berücksichtigt, dennoch zu kurz. So entwickelt David Bar-Tal (1997) ein sozialpsychologisch basiertes Mehrebenenmodell, das einen systematischen Rahmen zur Beschreibung der Entstehung von Stereotypen und deren Inhalten liefert. Die Basis des Modells bilden sogenannte Hintergrundvariablen (engl. background variables, ebd.: 491) bestehend aus soziopolitischen, ökonomischen sowie auf die Gruppenhistorie bezogenen Faktoren. Diese Variablen haben Einfluss auf eine zweite Ebene, die sogenannte »transmitting variables« (ebd.: 491) enthält, welche sich unter anderem aus politischen, sozialen, kulturellen, bildungsbezogenen Mechanismen zusammensetzen. Persönliche Faktoren (genannt werden hier Werte oder Einstellungen) wirken sich wiederum in Form von Mediatorvariablen aus (Bar-Tal 1997: u.a. 491 u. 495).

Während also der historisch-kulturelle Kontext in den gängigen Stereotypendefinitionen und -untersuchungen allenfalls eine untergeordnete Rolle spielt, gibt es dennoch theoretische Fundierungen, die dessen Einfluss mitdenken und abbilden. Diesbezüglich hat wiederum die Bildforschung eine Leerstelle, die kulturellen und/oder historischen Aspekten zwar in Untersuchungen Rechnung trägt, diese aber nicht systematisch theoretisch einbettet. Hier eröffnen sich somit wechselseitige Verbindungsmöglichkeiten der verschiedenen Herangehensweisen. Ergänzend ließe sich überlegen, ob nicht auch die jeweiligen qualitativen und quantitativen Forschungszugänge einander bereichern könnten, wenn sie mit wechselseitiger Offenheit betrieben und angewendet würden.

2.2.7 Zu den Formen von Bildern

Ähnlich wie bei Stereotypen werden auch für Bilder verschiedene Varianten angeführt, die ihrerseits ebenfalls Parallelen zu den Stereotypenformen aufweisen. So werden Bilder häufig in Eigen- bzw. Selbst- und Fremdbild (z.B. Althaus 2010) eingeteilt. Als Selbstbild gilt das Bild, das etwa eine Person oder eine Gruppe von der eigenen Gruppe hat, und mit Fremdbild ist das Bild gemeint, das eine Person oder Gruppe von einer anderen Gruppe hat. Hierbei handelt es sich also um eine perspektivenorientierte Einteilung, die beim Stereotypenkonzept unter der Bezeichnung Auto- und Heterostereotyp firmiert. Daneben existieren Einteilungen, die sich an der Gruppe oder dem Phänomen orientieren, von der oder dem sich andere ein Bild machen. So ist beispielsweise von Nationenbild (Schnepfer 1990) bzw. Nationenimage (Breunlein 2016), professional images (Cagliò/Cameran/Klobas 2019: 851–852) oder auch body images (McCabe/Ricciardelli 2005) die Rede. Bezogen auf Nationenimages nehmen manche Autor*innen noch eine weitere Unterscheidung vor, nämlich in »images of other nations« und »images of their nationals« (Kelman 1965a: 13). Bei ersteren handelt es sich um die Bilder, die von einer Nation existieren, bei letzteren um Bilder von den »Angehörigen« einer Nation (Bentele 1995: 59).

Darüber hinaus werden noch weitere Bildformen unterschieden, die so im Stereotypenkontext nicht gängig sind. Bentele (1995) nimmt beispielsweise eine Unterdifferenzierung von Selbst- und Fremdbildern vor, in der er zwischen vermuteten, tatsächlichen und erwünschten Selbst- und Fremdbildern unterscheidet (ebd.: 62). Diese Unterteilung wird auch für die im interkulturellen Kontext ablaufenden Prozesse als bedeutsam erachtet (Thomas 2014: u.a. 56–57).

Boulding (1969, 1958: 46–50) wiederum führt semantisch basierte Bildformen ein und unterscheidet dabei insgesamt zehn verschiedene Ausprägungen von Bildern: spatial, temporal, personal, relational, value, affectional, conscious vs. unconscious, certainty vs. uncertainty, reality vs. unreality, public vs. private. Diese Einteilung scheint nicht zuletzt angesichts der Grundannahme hilfreich, dass sich Bilder eben nicht nur auf andere Gruppen beziehen, sondern generell von jeglichen »Objekten« (s.o.) bestehen (können), was eine Strukturierung der Vielzahl der möglichen Images ermöglicht. Allerdings begründet Boulding nicht näher, wie er zu eben dieser und keiner anderen Auswahl gelangt. Es scheint, als halte er diese Aufzählung selbst nicht für erschöpfend, da er im Zuge seiner Ausführung selbst noch auf weitere mögliche Formen verweist. Daher würden sich hier empirische Sondierungen anbieten, um diese Einteilung zu schärfen.

Das Konzept der Nationenbilder

Wie oben thematisiert stellen Nationenbilder eine Form von Bildern dar. Auf den ersten Blick scheint es naheliegend, in einer Arbeit, die Deutschlandbilder untersucht, auf das Konzept des Nationenbildes zurückzugreifen. Ob sich dieses Konzept jedoch für die vorliegende Arbeit eignet, soll in der folgenden Analyse geprüft werden. Zunächst fällt auf, dass Nationenbilder vor allem in der politikwissenschaftlichen Forschung untersucht werden (siehe auch Kap. III. 1.1), was vermutlich mit darauf zurückzuführen ist, dass Nationenbildern eine wichtige Rolle für die Ausgestaltung internationaler Beziehungen beigemessen wird (z.B. Mallinckrodt 1980: 35). Daraus scheint eine Art programmatischer Auftrag zur Untersuchung von Nationenbildern abgeleitet zu werden: »Zu erforschen, wie ›Bilder‹ wirken, heißt, einen positiven Beitrag zur Friedenssicherung zu leisten.« (Schnepper 1990: 6). Der Nationenbildforschung wird also keine geringere als eine friedenssichernde Aufgabe zugeschrieben, der daher vor allem politikwissenschaftlich ausgerichtete Arbeiten nachkommen.

Zum Teil werden spezifische Definitionen des Nationenbildbegriffs geliefert, beispielsweise von Boulding (1959): »(1) the image of the small group of powerful people who make the actual decisions which lead to war or peace, the making or breaking of treaties, the invasions or withdrawals, alliances, and enmities which make up the major events of international relations, and (2) the image of the mass of ordinary people who are deeply affected by these decisions but who take little or no direct part in making them« (ebd.: 121). Boulding unterscheidet hier also zwischen Images der *politischen Eliten* einerseits und denen der *normalen Bevölkerung* andererseits, wobei erstere einen deutlich stärkeren Einfluss auf letztere ausübten als umgekehrt: Die politische Machtelite habe die Möglichkeit, die Bilder *der Masse* zu beeinflussen, auch wenn in Demokratien den Eliten ein Machtverlust drohe, wenn ihre Bilder zu stark von denen der Masse abweichen würden (ebd.: 122).

Anknüpfend an Boulding, aber mit einer Relativierung des Machtaspekts und einer Modifikation der Akteure, definiert Melanie Breunlein (2016) den Begriff *Nationenbilder* als zwei »Bedeutungszusammenhänge« (ebd.: 39) umfassend: »Einerseits bezeichnet er die ›Vorstellungsbilder‹, die sich Menschen oder Menschengruppen auf Grund eigener Erfahrungen von einer Nation und seiner Bevölkerung machen [...]. Andererseits meint der Begriff das von Massenmedien transportierte Image einer Nation« (Breunlein 2016: 39).

Anders als Boulding geht Breunlein also auch auf die Rolle ein, die den Massenmedien bei der Entwicklung und Verbreitung eines Images zukommt. Beiden Definitionen gemeinsam ist aber der Fokus auf die Makroebene, d.h. im Vordergrund stehen Massenmedien, die politische Elite und die Bevölkerung, von Boulding als »Masse«⁸ bezeichnet.

Da meine Arbeit an der Mikroebene ansetzt, scheint ein Bildbegriff sinnvoller, der auch für diese Ebene offen ist. Hinzu kommt, dass der Nationenbegriff nicht unproblematisch ist: Zwar ist dieser vieldeutig, es fallen aber auch Begriffsverständnisse darunter, die (nicht grundlos) kritisch diskutiert werden. So wird insbesondere im deutschsprachigen Raum Nation auch im Sinne einer *Volksnation* entworfen, bei der sich das Kollektiv der Menschen über eine gemeinsame ethnische Abstammung und dazugehörige Eigenschaften definiert (Lepsius 2009: 235). Da es meinen Teilnehmenden obliegt, zu entscheiden, was sie unter *Deutschland* verstehen, scheint es fragwürdig, welchen Mehrwert der Begriff des Nationenbilds für meine Untersuchung liefern könnte. Wenn es nur darum geht, einen klar umrissenen Bezugsrahmen vorzugeben, dann ließen sich vielleicht Begriffe finden, die etwas unverfänglicher sind, als der der Nation. Darüber hinaus müsste geklärt werden, ob es überhaupt einer ›Unterform‹ des Bildbegriffs bedarf, oder ob der Bildbegriff als solcher nicht auch tragfähig ist. Eine endgültige Entscheidung kann erst auf Basis der empirischen Daten getroffen werden.

2.2.8 Abweichendes Begriffsverständnis: Image als Marke

Wie eingangs erwähnt verwende ich die Bezeichnungen Bild und Image synonym, was sich damit begründet, dass *Image* das englische Wort für Bild ist. Um Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich an dieser Stelle noch auf einen Forschungszweig hinweisen, der mit einem etwas anderen Imageverständnis operiert: dem image als *öffentliches* (oft mediales) *Erscheinungsbild* (Kleinstauber 1991). Dieses Verständnis ist der Werbepsychologie entlehnt, weshalb in entsprechenden Beiträgen auch oft Fragen rund um die Etablierung eines positiven Images im Sinne einer *Marke* im Vordergrund stehen (ebd.). Dieser Ansatz wird auch auf Länder übertragen und angewandt, nicht zuletzt in der politikwissenschaftlichen Forschung (s.u.). Die Beiträge folgen der Logik der Generierung einer *Marke* und befassen sich unter anderem damit, wie ein Land als Marke etabliert werden kann und wie damit einhergehend eine möglichst positive Darstellung nach au-

8 In den 1950er und 60er Jahren, in denen Bouldings Arbeiten zum national image entstehen, ist der Begriff der »Masse« vermutlich weniger negativ konnotiert, als das seit den 2000er Jahren der Fall ist. Ich verweise auf den Begriff daher nicht in der Absicht, diesen als wertend o.ä. zu entlarven, sondern führe diesen lediglich als Beleg für die darin deutlich werdende Makroperspektive an.

ßen gelingen kann (z.B. Anholt 2009; Tse/Hung 2020). Ein Umstand der sicherlich kritisch diskutierbar wäre, hier aber nicht im Vordergrund steht.

